

Saison-Ehe statt ewiger Treue

Im Tierreich sind feste Beziehungen eher die Ausnahme – Unterschiedliche Partner sorgen für mehr genetische Vielfalt und bessere Anpassungsfähigkeit an die Umwelt – Wissenschaftler simulieren künstliche Damenwahl

Kuschelnde Katzen, küssende Kondore und kraulende Gorillas – Menschen interpretieren tierisches Verhalten aus ihrer Perspektive. Aber so romantisch, wie sie es gerne hätten, geht es in der Natur nicht zu. Monogamie ist biologisch nur selten sinnvoll. Es dreht sich nicht alles um Liebe, sondern um Arterhaltung. Nur, wenn es dem Nachwuchs dient, bleiben die Eltern zusammen.

Viele Vogelpaare bauen ein Nest, wechseln sich beim Brüten ab und versorgen die geschlüpften Küken gemeinsam mit Würmern und Larven. Im Nürnberger Tiergarten lebte ein Kondor-Paar wie im Freiland mehr als 30 Jahre in einer Dauerehe zusammen. Nach anfänglicher Harmonie fingen sie irgendwann an, sich ums Brüten zu streiten. „Ein freier Kondor fliegt mehrere Tage durch die Anden, bis er genug zu fressen gefunden hat und zum Nest zurückkehrt“, erklärt der stellvertretende Tiergartendirektor Helmut Mägdefrau. „Bis dahin hat das Weibchen so einen Kohldampf, dass es froh ist, abgelöst zu werden und den Mann gerne brüten lässt.“

Aber weil es im Zoo Futter frei Haus gibt, hatten die Tiere zu wenig zu tun und wollten beide auf den Eiern sitzen. Das junge Kondorpaar, das inzwischen im Tiergarten lebt, hat damit noch kein Problem. Sie haben schon drei Jungtiere aufgezogen. „Mal schauen, wie lange es gut geht – sonst müssen wir uns mehr Ablenkung für sie überlegen.“

„Das ist wie im Studentenwohnheim“

Nicht alle Vögel sind so treu wie Kondore. Viele paaren sich vor der Brutzeit mit wechselnden Partnern und suchen sich dann einen zum Nestbau aus. „Das ist wie im Studentenwohnheim“, sagt Mägdefrau. „Sie sorgen zuerst für eine möglichst große genetische Durchmischung, wollen dann aber den Einen zur Aufzucht.“ Die Biologen unterscheiden zwischen sozialer und sexueller Monogamie. Der soziale Zusammenhalt dient Hausbau, Versorgung und Verteidigung. „Wenn ein Paar stabil zusammenarbeitet, steigen die Überlebenschancen für den Nachwuchs“, sagt Mägdefrau, „nach dem Motto: Kinderzeugen reicht nicht, wir müssen sie auch noch groß kriegen.“

Hat das geklappt, kann im nächsten Jahr schon alles anders sein. Schließlich ziehen Neue ins „Studentenwohnheim“ ein. „Saison-Ehe“ heißt das im Tierreich. Während der Brutsaison finden die Paare zueinander, für den Rest des Jahres leben sie in großen Gruppen ohne soziale Bindungen zusammen. Im nächsten Frühjahr treffen sich manchmal die gleichen Pärchen wieder – schließlich hat sich ihr Partner bewährt.

Sexuelle Monogamie ist dagegen eher hinderlich. Fremdgehen erhöht die Vielfalt. Bei jedem Partner ergeben sich für das Erbgut neue Kombinationsmöglichkeiten. Das steigert die Fähigkeit, sich an veränderte Umweltbedingungen anzupassen. „In Zoos

hat das hohen Stellenwert, deswegen lassen wir nicht nur bestimmte Paare züchten, sondern möglichst viele Individuen“, so Mägdefrau.

Das hat allerdings einen Nachteil: Im Tiergarten gibt es keine freie Partnerwahl. In der Natur würden zwei Hirsche so lange kämpfen, bis der Stärkere siegt und sich paaren darf. „Oft geht es dabei um Leben und Tod, das wollen wir bei uns nicht zulassen.“ Bevor die Fetzen fliegen, werden die Männchen getrennt, und die Hirschkühe müssen mit der Auswahl vorliebnehmen. Etliche Wissenschaftler versuchen, die natürliche Damenwahl nachzuahmen. Mithilfe genetischer Tests wollen sie feststellen, wer die besten Abwehrkräfte weitergeben kann. Frauen können das unterbewusst riechen.

Das treueste Paar, das der Nürnberger Tiergarten jemals hatte, waren Weißhandgibbons. Zwölf Kinder haben die beiden miteinander aufgezogen. „Das war ein super Erfolg!“, begeistert sich Mägdefrau. Gibbons sind eine der ältesten und kleinsten Menschenaffen-Arten, und ihr Bestand im Regenwald von Südasien ist bedroht. Jeden Morgen singen Gibbon-Paare ein Duett, das ihr Revier markiert und zeigt, dass sie zusammengehören. Das Nürnberger Gibbon-Weibchen ist inzwischen mehr als 50 Jahre alt. Seit ein paar Jahren singt sie allerdings allein – das Männchen ist gestorben.

„Natürlich kann man kein Tierpaar 30 Jahre lang 24 Stunden am Tag beobachten, aber es gibt Anhaltspunkte, die bei einigen Arten für oder gegen Monogamie sprechen“, erklärt der stellvertretende Zoochef. Im Nürnberger Tiergarten leben zwei Pavian-Paschas mit ihrem Harem, der jeweils bis zu 15 Weibchen umfasst. Auch im Freiland schließen sie sich zu großen Gruppen mit bis zu 200 Tieren zusammen. „Offensichtlich haben die Männer gelernt, dass es keinen Sinn macht, sich jeden Tag um die Weiber zu prügeln – das macht einen ja auch ziemlich fertig“, so der stellvertretende Zoo-Chef. Halbstarke leben im Harem, bis sie vertrieben werden. „Aber Vaterschaftsgutachten haben gezeigt, dass sie hin und wieder auch zum Zug kommen, ohne dass es der Pascha merkt“, erläutert Mägdefrau.

Auch Gorillamännern ist eine Frau zu wenig: Früher war es üblich, sie in Zoos paarweise zu halten. Die Weibchen verstießen in der Paarsituation ihre Jungen. Inzwischen leben Gorillas auch im Tiergarten in einer Gruppe mit zwei bis sechs Damen – vermutlich brauchen sie die entspannte Situation im Harem. „Dann verteilt sich die schlechte Laune des Paschas auf mehrere Frauen. Und wenn es Nachwuchs gibt, lässt er die junge Mutter eher in Ruhe.“ Ein Silberrücken, der über seine Gruppe wacht, kann sich normalerweise darauf verlassen, dass alle Jungen seine eigenen sind. Aber auch Tiere kennen Eifersucht oder das Risiko des Fremdgehens: Nähert sich ein fremdes Männchen, wird es sofort angegriffen, und auch die Weibchen halten Nebenbuhlerinnen fern.

Die Monogamie bei den nächsten Verwandten der Menschenaffen, also den Menschen, hat deshalb mehr mit Kultur als mit Natur zu tun. Erziehung, Religion und Romantik sorgen für die Wunschvorstellung einer lebenslangen Beziehung – was mehr oder weniger funktioniert. „Biologisch betrachtet, wäre die Aufzucht der Kinder beendet, wenn sie vierzehn oder fünfzehn sind und in die Pubertät kommen“, meint Mägdefrau. Im Tierreich fliegt der Nachwuchs raus, wenn er anfängt, Ärger zu machen. Beim Menschen dürfen manche trotzdem bis 25 zu Hause bleiben.

Text: Christina Merkel